

Wenn sich die Tochter den Dämonen der Mutter stellt

Die Wahlbernerin Jackie Brutsche erzählt in ihrem Langfilmdebüt die tragische Geschichte ihrer Mutter. «Las Toreras» ist eine fesselnde Spurensuche mit einem Hauch Spaghettiwestern.

Regula Fuchs

Publiziert: 11.11.2023

Die fiktiven Spielszenen machen diesen Dokfilm auch visuell interessant: Im Staub der spanischen Sierra ringt Jackie Brutches Kunstfigur mit den Dämonen ihrer Mutter.

Im Zentrum des Dokumentarfilms «Las Toreras» steht eine Tragödie: Die Mutter der Filmemacherin nahm sich das Leben, als die Tochter zehnjährig war.

Das war 1987. Vielleicht liegt es am zeitlichen Abstand, womöglich aber eher an der künstlerischen Souveränität der Regisseurin Jackie Brutsche, dass aus diesem schweren Stoff zwar ein ernsthafter und berührender, aber kein schwerer Film wurde.

Brutsche versucht darin, Leben und Wesen ihrer Mutter Carmen zu rekonstruieren – was angesichts der Umstände keine einfache Angelegenheit ist: Carmen Brutsche war psychisch krank, litt jahrelang an wahn- und zwanghaften Störungen. Auch darum ist das Bild, das im Laufe des Films von ihr entsteht, keines mit

scharfen Konturen, sondern eines, das anmutet wie die ständig wechselnden Muster in einem Kaleidoskop.

Der Schmerz hinter dem Frohsinn

«Las Toreras» ist Jackie Brutsches erster langer Film. Die Zürcherin, die seit 2005 in Bern lebt, hat zwar ein Filmstudium abgeschlossen, war aber bisher meist in anderen Sparten tätig: als Rockmusikerin (The Jackets, The Sex Organs), als bildende Künstlerin und als Performerin («The Moustache Princess», «The Rebel Sperm»).

Ihre Markenzeichen bei allem, was sie tut, sind eine erfrischende Just-do-it-Attitüde, ein Hang zum schlaun Trash und viel Selbstironie. Dass hinter diesem künstlerischen Frohsinn allerdings ein grosser Schmerz steckt, war bisher in der Öffentlichkeit nicht bekannt. «Ich wollte das nie mit meinem Schaffen in Verbindung bringen, mir war nicht nach Seelenstriptease», sagte sie im Gespräch mit dieser Zeitung kurz nach Drehschluss.

Trotzdem war für Brutsche nach all den Jahren der Moment gekommen, sich der Geschichte ihrer Mutter zu stellen – auch um andere zu ermutigen, über psychische Erkrankungen zu sprechen. Während der Krankheitsjahre von Carmen Brutsche nämlich wurde noch über vieles geschwiegen. Damals erzählten ihre Angehörigen dem Umfeld jeweils, sie sei in den Ferien oder bei einer Weiterbildung, wenn sie wieder einmal in der Klinik war.

Existenzielle Verzweiflung

Im Film steigt Jackie Brutsche mit ihrem Vater Paul auf den Estrich, holt Tagebücher ihrer Mutter hervor, betrachtet Zeichnungen, die Carmen in den Kliniken gemacht hat: Es sind Dokumente einer existenziellen Verzweiflung, eines Daseinsschmerzes, den man sich als Nichtbetroffene kaum vorstellen kann. Vor allem aber holt Brutsche ihre Verwandten vor die Kamera – nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Spanien.

Das ist darum bemerkenswert, weil nach dem Tod Carmens die Verbindungen innerhalb der Familie abgebrochen waren. Wie sich in den Gesprächen herausstellt, hatte sich innerhalb der spanischen Verwandtschaft ein völlig anderes Narrativ über die Gründe entwickelt, die zum Tod Carmens geführt hatten. Und auch über die Rolle von Paul Brutsche, der selber Psychologe war.

«Ah, sí?»

Dieser habe seine Frau zugunsten seiner eigenen Karriere vernachlässigt, sagt einer von Jackie Brutches Onkeln, und sie zum Hausfrauendasein verdammt. Darum sei aus dem einst fröhlichen Mädchen aus Spanien in der Schweiz eine psychisch kranke Person geworden. Mit einem erstaunten «Ah, sí?» nimmt Brutsche diese Äusserungen entgegen.

Auf Schweizer Seite klingt vieles anders. Dort entsteht der Eindruck eines Ehemanns, der liebevoll und alles andere als untätig war, aber manchmal ziemlich überfordert mit der Situation.

Dass Jackie Brutsche diesen Differenzen Raum lässt und nicht einfach ihre eigene Wahrheit darüberlegt, macht die Erinnerungsarbeit in diesem Film so spannend. Sorgfältig trägt sie

Lebensspuren ihrer Mutter zusammen und findet etwa heraus, dass Carmen einst künstlerische Ambitionen hatte, die ihr allerdings vom Vater ausgeredet wurden, oder dass es in Spanien bereits einmal zu einer vergleichbaren Familientragödie gekommen war.

Wie behutsam Brutsche ihre Recherche filmisch wiedergibt, wird etwa in jener kleinen Szene deutlich, in der sie eine alte Tonbandkassette einlegt und erschrickt, als sie darauf die Stimme ihrer Mutter hört. Ein atemberaubender Moment, der aber überhaupt nicht darauf angelegt scheint, atemberaubend zu wirken.

«Las Toreras» erzählt davon, wie sehr eine psychische Krankheit auch die Angehörigen trifft.

Überhaupt schafft es Jackie Brutsche, eine ganz und gar persönliche Geschichte zu erzählen, ohne ihre eigene Befindlichkeit mit Worten auszudrücken. Wie sie das tut? Durch Fiktionalisierung. In eingestreuten Spielszenen schlüpft die erfahrene Performerin in die Rolle einer Art Western-Torera, die stilecht mit rot-schwarzem Cape und spitzen Stiefeln im Staub der spanischen Sierra auftritt, begleitet von den Geräuschen des Windes und einer verzerrten Gitarre – ganz wie im Spaghettiwestern.

Es ist ein kühner Kunstgriff, der grandios scheitern könnte; nicht so bei Brutsche, die das Spielerische und das Ernsthafte auszubalancieren weiss. Indem sie das Monster der Krankheit, das ihre Mutter zu bekämpfen hatte, mit Karton und Farbe nachbaut und sich ihm als Torera entgegenstellt, verdeutlicht sie zudem die Gefahr, in die sie sich selber bei der Beschäftigung mit den Dämonen ihrer Mutter begibt – schliesslich weiss man als Kind

einer psychisch erkrankten Person nicht, ob man selber davor
gefeit ist.

«Las Toreras» erzählt damit nicht nur von einem tragischen
Einzelschicksal. Sondern auch davon, wie sehr eine psychische
Erkrankung das ganze Umfeld betrifft. Dass es jedoch möglich ist,
sich mit einem solchen Drama zu versöhnen, ja sogar gestärkt
daraus hervorzugehen, das führt Jackie Brutsche eindrücklich vor
Augen: indem sie das Unglück bei den Hörnern packt.